

BUNDESHEER

Sehr geehrter Herr Minister!

Nina Weiffensteiner

Gratulation zum Coup, den Sie mit tatkräftigem Friendly Fire eines mächtigen Boulevardblattes gelandet haben: Dank Ihnen wehrt sich jetzt das halbe Land in den unendlichen Weiten der Internetforen wut-schäumend gegen das böse Binnen-I, das die Republik seit geraumer Zeit bedroht. Als selbstbewusste Nation kann man sich das nicht länger gefallen lassen.

Zwar sind auf dem heimischen Politschlachtfeld die gendgerechten Grünen mittlerweile Geschichte, die paar Roten seit geraumer Zeit darnieder – aber man weiß ja nie, was von denen noch alles nachkommt. Daher vielen Dank dafür, dass Sie nun beim Bundesheer „den feministischen Sprachvorgaben“ den Kampf ansagen. Als nunmehriger Verteidigungsminister „der gewachsenen Struktur unserer Muttersprache“ sind die längst gebotenen Reformen beim finanzmaroden Militär, das bei Katastrophenfällen stets akkurat bereitsteht, zu Recht nur noch winzige Nebenthemen.

Denn wenn wir die Gefahr, die im Landesinneren tagaus, tagein von aggressiven Emanzen und den mit ihnen verbündeten mannhaften Sprachpolizisten ausgeht, unterschätzen, dann droht Österreich noch ein Matriarchat!

Womöglich eines, in dem unsere Soldaten gar in Frauenkleidern aufmarschieren müssen. Einen Vorgeschmack haben Sie selbst ja schon bekommen: Das Frauennetzwerk Medien drängte Ihnen vor dem Wochenende das „Rosa Handtaschl“ auf – den Ironiepreis für machoide Aktionen.



derStandard.at/Cartoons

Trumps Politik der dicken Keule

Der US-Präsident hat nur deshalb Erfolg, weil seine Gegner so schwach sind

Andreas Schnauder

Donald Trump reitet wieder. Seit seinem Amtsantritt treibt er die Staatengemeinschaft vor sich her. „Befreundeten“ Mächten wie Europa und Japan tritt der Trampler in Washington manchmal auf die Zehen, gelegentlich setzt es eine ordentliche Ohrfeige. Auch wenn sich die Partner regelmäßig echauffieren: Echte Gegenwehr sieht anders aus. Die Strategie des US-Präsidenten geht daher immer öfter auf. Dabei ist diese recht leicht durchschaubar. Erst fährt Trump scharfe Geschütze auf, um dann große Landgewinne ganz ohne ihren Einsatz zu erzielen.

Beispiel Nato: Erst bezeichnete er das Bündnis als obsolet und brachte es damit an den Rand der Bedeutungslosigkeit – die Alliierten reagierten schockiert und hofften auf Mäßigung des US-Staatschefs. Dann willigte ein Partner nach dem anderen ein, die Verteidigungsausgaben zu erhöhen. Auch wenn die tatsächliche Erfüllung der Vorgabe, zwei Prozent der Wirtschaftsleistung für Militär auszugeben, abzuwarten bleibt: Quergelegt hat sich niemand gegen die Forderungen aus dem Weißen Haus.

Beispiel Handelspolitik: Erst waren es Strafzölle auf Aluminium- und Stahlimporte, jetzt stehen auch noch Sanktionen auf Autoeinfuhren zur Debatte. Trump nimmt damit eine Schlüsselindustrie Europas ins Visier und brüskiert die mit den USA in einer Freihandelszone verbundenen Nachbarn Kanada und Mexiko, die die größten Pkw-Exporteure in den Vereinigten Staaten sind. Die Taktik ist offensichtlich: Je dicker die von Trump geschwungene Keule ist, desto dünnhäutiger werden die Handelspartner. Selbst das ebenso starke wie selbstbewusste China war ziemlich baff, als die USA das Riesenschiff mit Sanktionen bedrohten. Bis zu 150 Milliarden Dollar schwer könnten die Maßnahmen gegen Peking sein.

Der Frontalangriff machte China gefügig. Es verspricht, mehr US-Waren einzukaufen, Zölle zu senken und Patentschutz zu gewährleisten. Alles vernünftige Maßnahmen, doch die Art ihres Zustandekommens verblüfft: Sie wurden erst möglich, nachdem die USA die Muskeln gezeigt hatten. Trump spielt mit der Vernunft seiner Wirtschaftspartner. Er weiß, dass die Staatengemeinschaft nicht am internationalen Handelsgerüst rütteln will, weil es einen Pfeiler des Wohl-

stands darstellt. Doch Europa, China und viele andere Nationen sollten eines nicht vergessen: Die USA weisen zwar ein riesiges Handelsbilanzdefizit bei Waren auf, doch sie sind Weltmeister beim Export von Dienstleistungen und Technologie.

Mögen Autos die deutsche und Elektronikprodukte die chinesische Achillesferse sein, sind Google, Facebook, Amazon, Microsoft und Co die amerikanische. Die USA haben in der Tech-Industrie ein gewaltiges Übergewicht und spielen es weidlich aus. Die Rückflüsse aus steuerschonend geparkten Auslandsgewinnen der Inter-

netgiganten stopfen das Loch in der Handelsbilanz. Gerade in Zeiten erhöhten Datenschutzes und wachsender Steuergerechtigkeit stünde es den Partnern gut an, hier Zähne zu zeigen. Aus einem Handelsstreit gehen alle Länder als Verlierer hervor, ein Dienstleistungskrieg wäre für die USA aber besonders schmerzhaft.

Man kann den Chef im Weißen Haus als Enfant terrible bezeichnen, der sich an keinerlei Etikette hält. Doch derzeit hat es den Anschein, dass sich der Poltergeist durchsetzt. Seine Strategie der Einschüchterung funktioniert nur, wenn man sich einschüchtern lässt.

FPÖ UND „AULA“

Blaue Zeichen der Läuterung

Gerald John

Es war blanker Rassismus, der sogar der FPÖ zu weit ging. Jahrelang hat die Partei die *Aula* gefördert, trotz aller antisemitischen und NS-lastigen Untertöne. Doch als das Blatt Song-Contest-Teilnehmer Cesár Sampson „Quotenmohr“ nannte, kündigte Heinz-Christian Strache eine Entschuldigung bei Kaffee und Kuchen an. Einen Inzeratestopp für die *Aula* sprach er schon Tage zuvor aus.

Gewiss lassen sich hinter Straches Haltung viele Halbherzigkeiten finden. Eine ähnlich publikumswirksame Aktion wäre zum Beispiel schon vor drei Jahren geboten gewesen, als die rechtsextreme Zeitschrift *KZ-Häftlinge* als „Landplage“ und „Massenmörder“ verunglimpfte – und nicht erst, als es einen populären Bühnenstar traf. Glaubwürdig wird die Pose des Vizekanzlers auch erst dann, wenn er gegen parteiinternen Widerstand dafür sorgt, dass die *Aula* – oder der Konnex zur FPÖ – verschwindet.

Aber immerhin: In der FPÖ ist etwas in Bewegung gekommen. Ob aus Taktik oder Überzeugung – Strache setzt Gesten, die in der nationalen Kernschicht sicher nicht gut ankommen, scheint die versprochene Abnabelung vom rechten Rand mit Taten unterfüttern zu wollen. Dass eine Läuterung in einer von Ex-Nazis gegründeten Partei bestenfalls in einem zähen Prozess ablaufen kann, ist klar. Der radikale Schnitt wäre selbst dann kaum möglich, wenn Strache zum Äußersten entschlossen wäre: In dem Fall müsste er einen Gutteil des Parteipersonals hinauswerfen.

NEUES SPÖ-PARTEIPROGRAMM

Nicht ganz linke Gedanken

Katharina Mittelstaedt

Österreich hat wieder eine linke Partei. Eine, die laut „Solidarität“ schreit. Eine, die Klassen und Privilegien ablehnt. Eine Partei, die das Patriarchat und den entgrenzten Kapitalismus überwinden möchte. Eine, die das Wir in den Vordergrund stellt, Respekt einfordert. All das steht im neuen Parteiprogramm der SPÖ, das am Freitag präsentiert wurde. Die heimische Sozialdemokratie positioniert sich damit wieder als klassische linke Partei – auf dem Papier.

Denn ein Parteiprogramm ist vorerst nicht mehr als eine Ansammlung gut gemeinter Grundsätze, an die sich in der Praxis niemand hält, wenn es gerade nicht passt. Die große Frage wird also sein, wie es gelebt wird. SPÖ-Chef Christian Kern hat diesbezüglich bereits einen Hinweis gegeben: „Wir müssen schon auch aufpassen, dass wir nicht den Anschluss an die Mitte verlieren“, sagt er. Das klingt weit weniger mutig. Das klingt mehr nach der altbekannten Hin- und-her-Kompromisspolitik, die Kern in Migrationsfragen schon so unscharf hat werden lassen.

Auch im neuen roten Programm windet sich die SPÖ um das Thema. Im Kapitel „Miteinander stärken“ wird über Integration schwammig philosophiert. Zur „Sicherheit“ stellen die Roten Überlegungen zum sozialen Frieden an. Auch mit diesem Programm bleibt die ewige Unsicherheit in der SPÖ, wie man mit dem Thema Migration umgehen soll. Klassisch linke Gedanken getraut sich hier auch eine linke Partei nicht mehr niederzuschreiben.

KOPF DES TAGES

Räuber haben es auch nicht leicht



Buch aus dem Nachlass: Der Räuber Hotzenplotz ist wieder da.

Foto: J. F. Tripp / Thienemann

Er liebt es, seine Höhle ordentlich aufzuräumen, und steht jeden Morgen um sechs Uhr auf. Wenn er pünktlich um acht zur Arbeit geht, trägt er ein recht imposantes Waffenarsenal mit sich herum, nämlich sieben Messer, einen Säbel und eine umständlich nachzuladende Pfefferpistole, von der er ohne zu zögern Gebrauch macht.

Als besondere Kennzeichen dieses Mannes, der die Haare gern unfrisiert trägt, listet der Steckbrief, mit dem er im gesamten Landkreis gesucht wird, weiters einen schwarzen Hut mit langer Feder und rotem Band und einen Kratzbart auf, mit dem er es heute in Hipsterkreisen locker zur Stilikone brächte.

Leider aber hat sich auf dem Vorstrafenregister des Räubers Hotzenplotz über die Jahre – er erblickte 1962 das Licht der Welt – einiges angesammelt: Raub, Nötigung, Freiheitsberaubung und Entführung. Trotzdem lieben die Kinder diesen Räuber. Sie haben ihn vielleicht nicht ganz so lieb wie Kasperl und Seppel, schätzen ihn aber mehr als den Zauberer Petrosilius Zwackelmann oder den Polizisten Alois Dimpfelmoser. Bei Letzterem handelt es sich um einen sozialen Aufsteiger, der danach trachtet, auf dem Rücken des deklassierten Hotzenplotz Karriere zu machen.

Die jahrzehntelange Zuneigung, deren sich der Räuber erfreut, mag damit zu tun haben, dass sich unser Ganove, der wie Dorian Gray nicht zu altern scheint, durch sein kindliches Gemüt im permanenten Handgemein mit der Realität, sich selbst und auch der Orthografie befindet.

Zweifellos ist dieser Mann, der seine Erpresserbriefe mit „Hodsenblotz“ unterzeichnet, zudem das Opfer einer fehlgeleiteten Bildungs- und Integrationspolitik. Das dürfte auch sein Vater, der Autor Otfried Preußler (1923–2013), gewusst haben, der Hotzenplotz im dritten Band der Kinderbuchsaga 1973 eben nicht nach „Ameriga“ auswandern ließ,

sondern ihn als ehrbaren Wirt einer Waldschenke zurück in die Arme der Gesellschaft führte.

Dieser Tage ist nun unter dem Titel *Räuber Hotzenplotz und die Mondrakete* (Thienemann) ein viertes Hotzenplotz-Buch erschienen. Es beruht auf einem Theaterstück, das Preußlers Tochter im Nachlass ihres Vaters gefunden und leider umgeschrieben hat. Dass er es zu Lebzeiten nicht veröffentlichte, ist kein Zufall, denn hier treffen wir wieder auf den alten Knastbruder, der zudem noch als Dumpfbacke dargestellt wird. Das haben unser tragischer Held und Otfried Preußler nicht verdient.

Stefan Gmünder